Heute mit der Beilage: „Unterhaltung und Wissen“

# Jenaer Volksblatt

Nummer 187 | Unabhängige demokratische Tageszeitung für Thüringen | 42. Jahrgang

Erscheint werktags nachmittags 2 Uhr. Monatsbezugspreis frei Haus 2 RM, bei Abholung 1,70 RM.

Jena, Mittwoch, den 12. August 1931

Anzeigenpreis nach Tarif. Schluß der Anzeigenannahme vormittags 10 Uhr, größere Anzeigen werden möglichst schon am Vortage erbeten

Geschäftsstelle: Jena, Saalbahnhofstraße 3/5 · Gegründet von Professor Ernst Abbe · Fernruf 3790, 3791 · Postscheckkonto: Erfurt 1392

# Jenaer Verfassungsfeier 1931

## Der Freiherr vom Stein und die Anfänge des deutschen Parlamentarismus

**Auch in Jena ist die Veranstaltung einer Verfassungsfeier durch die Stadt am Verfassungstag zur Selbstverständlichkeit geworden. Die diesjährige Feier, die am Dienstag abend im Stadttheater stattfand, hatte wieder recht guten Besuch zu verzeichnen, wenn auch die Teilnahme der republikanisch gesinnten Bevölkerung weit stärker sein müßte. Die Bühne des Stadttheaters war mit Flaggen in den Reichsfarben und Blumen recht hübsch geschmückt und gab dem Saal eine feierliche Stimmung.**

**Der Abend wurde eingeleitet durch die von der Orchestervereinigung Jena unter Leitung ihres Kapellmeisters Köcher ausgezeichnet wiedergegebene Ouvertüre zu Goethes Trauerspiel „Egmont“ von Beethoven.**

**Studienrat Dr. Herbert Koch, der über „Der Freiherr vom Stein und die Anfänge des deutschen Parlamentarismus“ sprach, verstand es, ein fesselndes Bild dieses Mannes, seiner Entwicklung und Tätigkeit zu entwerfen. Manchem Zuhörer mag es dabei erst recht klar geworden sein, wie umstürzend der Freiherr vom Stein, meist gegen den Willen „seines“ Königs, im alten Preußen gewirkt hat, als er die Leibeigenschaft der Bauern aufhob, die Verwaltung reformierte, den Städten die Selbstverwaltung gab, das veraltete Zunft- und Innungswesen beseitigte und schließlich den König zum (zwar versprochenen aber nie gehaltenen) Erlaß einer Verfassung drängte und die allmähliche Einberufung von Provinzial- und Landesversammlungen anregte. Mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit warnte der Redner aber davor, die großen Gestalten der Befreiungskriege als Vorbild für unsere heutige, so ganz anders geartete Zeit zu nehmen. Wir bringen im folgenden die Rede von Dr. Koch im Wortlaut.**

Es mag manch einem heutzutage widerstreben, an eine Feier zu denken, an einer Feier teilzunehmen. Schwere Sorgen lasten auf unserem Vaterlande, drückende Wirtschaftsnot verdüstert Gegenwart und Zukunft, fast unerträgliche Opfer werden von jedem einzelnen gefordert; Zerrissenheit und Uneinigkeit zehren am Marke des Staates, politische Leidenschaften sind bis zur Siedehitze aufgepeitscht, und es vergeht kein Tag, an dem wir nicht aus den Zeitungen erfahren, daß ein oder mehrere politische Morde begangen worden sind. Führer ohne Skrupel und ohne Verantwortungsgefühl hetzen namentlich die heranwachsende und halbwüchsige Jugend zu Unbesonnenheiten und Schandtaten und entfremden sie mehr und mehr ihrer eigentlichen Daseinsaufgabe; nach Millionen zählt das Heer der Arbeitslosen, Arbeitsuchenden, und nur in der einen Ueberzeugung sind sich alle klar und einig: der Leidensweg unseres schwergeprüften Volkes ist noch lange nicht zu Ende!

Gerade da mag es wie ein Trost erscheinen, daß die *Feier des Verfassungstages* heute doch schon eine *Selbstverständlichkeit* geworden ist. 1920 hat man daran überhaupt nicht gedacht, 1921 stand man ihm sehr kühl gegenüber, 1922 versammelte man sich schon unter den Klängen des „Deutschland, Deutschland über alles“, das gerade damals der Reichspräsident den widerstrebenden Parteien entrissen hatte, um es *allen* Deutschen ausnahmslos zurückzugeben. Es folgte das Inflationsjahr mit den ersten Sportkämpfen, die dann als jedesjährliche Reichsjugendwettkämpfe immer lebhafter ausgebaut worden sind, wie denn seit 1924 der Geburtstag der Reichsverfassung immer weiteren Kreisen Beachtung abgetrotzt hat, und heute handelt es sich um eine Selbstverständlichkeit wie einst in unserer Jugend der Sedantag. Nur mit dem großen Unterschiede, daß wir damals in den Mittelpunkt unseres Feierns eine Waffentat des deutschen Heeres gestellt haben, heute dagegen die Großtat des deutschen Lebenswillens, des Ordnungsgeistes, des Entschlußwillens zu deutscher Einheit.

Und es ist eine Selbstverständlichkeit, weil es sich um eine Dankespflicht handelt: denn man mag das Werk von Weimar beurteilen wie man will, es wird sich doch kein ehrlicher Deutscher der Feststellung entziehen können, daß wir nach dem Zusammenbruche unserer Heere zwei weltgeschichtlich überragende Ereignisse damals erleben durften: den ordnungsmäßigen Rückzug der geschlagenen Armee, den Hindenburg leitete, und wenige Monate nach dem Zusammenbruche die Verkündigung unserer Weimarer Verfassung; zweimal wurde unser Volk, unser Reich vor drohendem Chaos gerettet, und das soll den Männern unvergessen bleiben, die dies zuwege gebracht haben!

Andererseits hieße es aber, ihr Verdienst über Gebühr unterstreichen, wollte man übersehen, daß sie doch wieder nur das fortgesetzt haben, was einzelne und Massen in jahrzehntelanger Arbeit vor ihnen geleistet und aufgebaut haben, und der geschichtlich Interessierte wird in der Weimarer Verfassung doch immer nur *eine* Etappe in der Gesamtentwicklung unserer deutschen Verfassungsgeschichte erblicken können. Denn bei aller grundlegenden Verschiedenheit der Verfassungen von 1919 und 1871 wird man unschwer weitgehende und tiefschürfende Uebereinstimmungen festzustellen vermögen, und unsere Verfassung wäre ohne das geniale Werk Ottos von Bismarck gar nicht denkbar, wie dieses wieder undenkbar ist ohne die weitverzweigten, vorbereitenden Strömungen und Arbeiten, wie sie die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in verschiedener Form, mit verschiedenem Ziele, auf Grund verschiedener Auffassungen, an verschiedenem Orte und zu verschiedener Zeit hervorgebracht hatte, und wenn wir auch nur das 19. Jahrhundert ins Auge fassen, so werden wir unschwer Zusammenhänge zwischen der Verfassung des Jahres 1871, der des Norddeutschen Bundes, des Frankfurter und Erfurter Parlamentes, den Wünschen der Patrioten der Metternich-Zeit und den Bestrebungen der großen Staatsmänner erkennen, die den preußischen Staat in der Zeit seiner tiefsten Erniedrigung zu leiten und zu erheben hatten: Hardenberg und Gneisenau, Scharnhorst und die Gebrüder Humboldt und nicht zuletzt der Reichsfreiherr Karl vom Stein.

Es ist daher vielleicht auch mehr als bloß die zufällige Wiederkehr eines Kalendertages, sondern eine Art von Schicksalszeichen, daß gerade in diesen Wochen sich zum 100. Male der Tag jährte, an dem einer der größten Deutschen dahingegangen ist, dessen Leben nicht nur den Satz zu erhärten scheint, daß des Menschen Leben von seinem Charakter geformt wird, sondern der darüber hinaus uns Beispiel sein kann dafür, daß auch in der dunkelsten Dunkelheit der Mut nicht verloren werden darf und man jedem Schicksalsschlage mit einem um so hartnäckigeren „dennoch“ und „trotzdem“ begegnen muß. Preußen und Deutschland haben diesem Mann so unendlich viel zu danken, daß wir an diesem Tage mit vollem Rechte einmal seines Lebens, seines Werkes gedenken dürfen, um so mehr, als er immerhin zu denen gehört, die auf eine gerechte Würdigung ihrer Taten verhältnismäßig lange haben warten müssen.

Die reichsfreiherrliche Familie der *vom und zum Stein* war in der deutschen Geschichte niemals und nirgends hervorgetreten; fast scheint es, als habe sie damit aufsparend gewartet, bis der letzte Mannessproß des Geschlechtes dies in gesteigertem Maße vollbrächte, damit dann die nachfolgenden Generationen ehrfurchtsvoll den Namen dieses Hauses nennen hören. Gleich anderen Familien waren auch die Freiherrn vom Stein darauf aus, ihren Hausbesitz zu mehren und — vielleicht mehr und zielbewußter als die anderen — ihn zu erhalten. Um Teilungen des Familienbesitzes zu verhindern, steckte man, wenn mehrere Söhne vorhanden waren, alle bis auf einen in geistlichen Aemtern unter, wo sie auf Heirat verzichten mußten, und nur der eine (nicht etwa immer der Aelteste) wurde zur Erhaltung des Stammes bevorzugt; dieser Familientradition ist es zuzuschreiben, daß Karl vom Stein als jüngstes seiner Geschwister zum Erben des Gesamtbesitzes bestimmt wurde, und wenn er auch die kühnsten Hoffnungen, die je ein Vater auf seinen Sohn hat setzen können, bei weitem übertroffen hat, so ist er — und damit seine Familie — erblos ins Grab gesunken.

Kindheit und Jugend liegen nur spärlich geklärt vor uns; ein sehr temperamentvoller *Vater* hatte die gewiß nicht immer leichte Aufgabe, auf zwei Dutzend weitumher liegender und verzettelter Güter sich aus den Patronats-, Grundbesitz-, Zehnt- und Zinsrechten, Schutz-, Abzugs- und Hubensteuern immer zurechtzufinden und sich von Landesherren und neidischen Nachbarn nichts an der hohen Gerichtsbarkeit, die ihm auf Teilen seines 18 Quadratkilometer großen Gebietes zustand, verkümmern zu lassen. Hier lernte der junge Reichsfreiherr gar bald einen Einblick in die Vor- und Nachteile der Kleinstaaterei gewinnen, wurde aber auch von einem leichtbegreiflichen Herrenstolz durchdrungen, der ihn niemals verlassen hat. Eine *Mutter*, die binnen zwölf Jahren zehn Kindern das Leben schenkte und aus ihrem mehr als wohlhabenden Elternhause vor allem auch mannigfache geistige und künstlerische Interessen mitgebracht hatte, gegen die kirchliche Orthodoxie eine ebenso große Abneigung wie gegen die Berliner Freigeisterei empfand und an allen literarischen Bewegungen ihrer Zeit lebhaftesten Anteil nahm. Von ihnen gehütet, geleitet, wuchsen die Steinschen Kinder heran, und Karl vom Stein bezog, als er den 16. Geburtstag überstanden hatte, die Universität Göttingen.

Streng beaufsichtigt von einem gewissenhaften Hofmeister, ergab er sich dort fleißig einem geregelten Studium der Rechtswissenschaften. Für die üblichen Zerstreuungen dieser Zeit, Händel, Zechgelage, Liebesabenteuer war kein Raum. Dafür aber widmete sich der junge Freiherr eingehenden geschichtlichen Studien, und es ist nicht zu verwundern, daß in dieser hannover-englischen Hochschule die nationalökonomischen Schriften des Adam Smith ihn fesselten und seitdem als Lieblingsbücher begleiteten.

Ohne Abschlußprüfung (wozu hätte der künftige Reichsfreiherr eine solche ablegen sollen) verließ er 1777 die Universität, um nun auch einmal in die Praxis einen Einblick zu gewinnen: er ging an das Reichskammergericht nach Wetzlar. Wir kennen den erlahmenden Geist, der dort herrschte, aus der Schilderung des jungen Goethe, der wenige Jahre vorher dort geweilt hatte. Wenn der Freiherr vom Stein eine unüberwindliche Abscheu gegen die verknöcherte Bürokratie in sich eingesogen hat, so ist daran das Reichskammergericht in Wetzlar gewiß zum Teil mit schuld! Nur dreiviertel Jahr hat er es hier ausgehalten, dann begab er sich auf Reisen: sie führten ihn an die Höfe von Mainz, Baden, Württemberg, Bayern, zwischendurch nach Frankreich und an den Reichstag nach Regensburg, dann nach Oesterreich und Ungarn — das Ergebnis dieser mehrmonatlichen Umschau war, daß Stein am 2. Februar 1780 in *preußischen Staatsdienst* eintrat.

Man hat bisher stets behauptet, die imposante Erscheinung des alten Fritz habe den Ausländer Stein so machtvoll angezogen, wie denn gerade die führenden Geister des künftigen Preußen „Ausländer“ gewesen sind: Gneisenau und Heinitz Sachsen, Hardenberg und Scharnhorst Hannoveraner, Blücher Mecklenburger, Niebuhr Däne und Arndt Schwede. Dies trifft doch aber nur sehr bedingt auf Stein zu: vorerst fühlte sich der Reichsfreiherr weit mehr zum Reichsdienst prädestiniert als zum Verwaltungsbeamten in dem despotisch disziplinierten Preußen. Gerade aber der Aufenthalt in dem tönernen Koloß des Habsburgischen Reiches dürfte Stein den Reichsdienst verleidet haben; dazu kommt, daß der preußische Minister von Heinitz ein naher Freund der Steinschen Familie, ja, mit dieser sogar verschwägert war. Es mag auch dies bei dem Entschluß mitbestimmend gewesen sein.

Zunächst trat Stein in das Bergwerksdepartement in Berlin ein und arbeitete unter der unmittelbaren Leitung des Ministers Heinitz. Zwei Jahre später empfahl ihn dieser zur Beförderung zum Oberbergrat; der alte Fritz äußerte die allerschwersten Bedenken: „gleich Oberbergrat sei doch ein bißchen viel; was er denn getan habe, um das zu verdienen? Um das zu werden, müsse man sich doch ein bißchen distinguiert haben!“ Aber er ließ seine Bedenken fallen, und mit 24 Jahren erhielt Stein diese Ernennung. Und nun machte er unwahrscheinlich schnell Karriere: 1784 wurde er Bergwerksdirektor in Westfalen, 1796 Oberpräsident, 1804 Minister.

Die ganze Zeit über ist er im Westen der Monarchie tätig gewesen; den Osten hatte er bei einer Reise nach Polen kennengelernt, im übrigen verbrachte er diese Ausbildungszeit in Westfalen. Das ist wichtig für seine Stellung zu den weltbewegenden Ereignissen und Strömungen seiner Zeit: hier im Westen Deutschlands hatte sich doch eine viel freiheitlichere Atmosphäre erhalten als in der junkerhaft durchklüngelten Mark. Hier gab es ein noch unverkümmertes Bauerntum; hier war der adlige Grundbesitz nicht vorherrschend; hier befanden sich die Rittergüter nicht selten in bürgerlichem Besitze; hier war die Leibeigenschaft der Bauern fast völlig aufgehoben, von Patrimonialgerichtsbarkeit hatte sich kaum noch eine Spur erhalten, und lebenskräftig mitarbeitend vereinigten sich Adel, Gewerbetreibende und Bauern zu geordneten und geachteten Ständeversammlungen. Dazu konnte es nicht ausbleiben, daß die Gedanken der französischen Revolution hier viel eher und viel nachdrücklicher Eingang fanden als in dem hermetisch abgeschlossenen Brandenburg.

Dafür aber erfuhren diese Landesteile auch zuerst die Wirkungen der napoleonischen Zeit: die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich entriß Preußen nicht nur wertvolle Gebiete, sondern bereicherte es auch um die bisherigen Bistümer Minden und Paderborn, und Stein fiel die gewiß nicht leichte Aufgabe zu, diese Fremdkörper dem preußischen Staate einzugliedern. Der Reichsdeputationshauptrezeß von 1803 ermöglichte es dem nassauischen Herzog, die Steinschen Güter zu beschlagnahmen, und diese Widergesetzlichkeit veranlaßte *das erste politische Manifest* des Reichsfreiherrn: nicht daß er dabei etwa nur seine eigenen Rechte und Interessen verfochten hätte; schon hier versteift er sich auf den Gedanken:

**der eigene Grund und Boden ist die unerläßliche Vorbedingung eines vollen Menschentums; entwurzelt man den Staatsbürger aus der Scholle, an die er sich gekettet fühlt, dann nimmt man ihm das Interesse an dem Staate, für den sich einzusetzen ihm heiligste Pflicht sein soll.**

Wir werden sehen, wie dieser Gedanke in späteren Jahren bei ihm immerdar ausschlaggebend gewesen ist.

Mehrfach hatte der preußische König Stein als Gesandten an auswärtige Höfe bestellen wollen; Stein kannte sich viel zu gut, als daß er sich auf das schlüpfrige Parkett der Diplomatie begeben hätte, wo seine Art versagen mußte. Nun aber starb 1802 der Minister Heinitz, 1804 dessen Nachfolger Struensee, und es erging an Stein die Frage, ob er Minister werden wolle. Der König hatte sich zu dieser Frage nur sehr schwer, nur sehr ungern entschlossen: er wußte, daß Stein ein sehr unbequemer Mitarbeiter war, und die Höflinge hatten ihr möglichstes getan, um sich einen so unbequemen Kollegen fernzuhalten. Es ist bezeichnend genug für Stein, daß er bei seinem Eintritt in das Ministerium die Entlassung des einflußreichen Ministers Beyme forderte. Der König gab nach und unterzeichnete 1804 Steins Ernennung zum *Finanzminister*. Sofort macht sich ein neuer Geist bemerkbar; wir können die Tätigkeit dieser drei Jahre nur stichwortartig skizzieren: aufgeräumt wurde zuerst mit der versumpften, wurmstichigen und verrotteten Bürokratie. Alle unnütze Schreiberei verboten und unmöglich gemacht, für Schnelligkeit des Arbeitens Sorge getragen. Dann erfolgte die Zollreform: noch bestanden innerhalb der Monarchie Zölle zwischen Provinz und Provinz. Hunderte von veralteten und unübersichtlichen Zollvorschriften erschwerten den Verkehr von Bezirk zu Bezirk. Auch hier wurde von Grund auf Wandel geschaffen. Dann suchte er den Hemmschuh zu beseitigen, den die Zünfte und Innungen im Wirtschaftsleben darstellten, und er stellte die Forderung auf, daß

**die arbeitende Klasse gegen allen Druck der Fabrikherren sichergestellt werden müßte.**

Er wurde der Schöpfer der preußischen Statistik, er rettete die preußische Bank in letzter Minute vor dem Bankerott.

Inzwischen aber vollzog sich das Verhängnis des Staates: bei Jena und Auerstädt brach das friderizianische Heer schmählich zusammen, der König flieht nach Berlin, nach Stettin, Küstrin, Danzig; Festung um Festung geht verloren, es kommt zu Waffenstillstandsverhandlungen, der verantwortliche Außenminister Haugwitz ist für Annahme, Stein setzt es durch, daß eine Ablehnung erfolgt, Haugwitz muß gehen, der König bietet das Außenministerium dem Frhr. vom Stein an, und dieser lehnt ab! Es kommt zu gereizten, zu scharfen Auseinandersetzungen, es kommt zwischen König und Stein zum Bruch, und der König schreibt an Stein den verhängnisvollen Brief:

> „Aus allem diesem habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der nur aus Capricen, Leidenschaft, persönlichem Haß und Erbitterung handelt.“

Kein Wunder, daß Stein um Entlassung bittet, die ihm sofort bewilligt wird.

Warum hat Stein nicht Außenminister werden wollen? Wenige Zeitgenossen haben Preußens Sturz so klar und so richtig vorausgesehen wie er, niemand außer ihm aber hat den Mut gehabt, dem Könige seine Ueberzeugung und Ansicht auch darzulegen. Dies tat er in der *Denkschrift vom April 1806*, also ein halbes Jahr vor der Katastrophe von Jena. Hierin wies er nach, daß die preußische Verwaltung völlig umgestaltet